

Kleinbasler Erinnerungen

Autor(en): Paul Barth
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1910

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0eaa778a-22ff-421b-b877-4a2b99dd0254>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

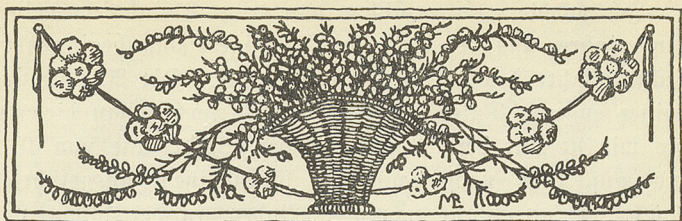
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Kleinbasler Erinnerungen.

Eines der letzten Kleinbasler-Originale, Herrn August A., hörte ich im Blic auf die Zustände der neuen Zeit einmal sagen: „Nächstens wird man ein kleines Züglein von Männern gesenkten Hauptes unter Trommelschlag über die mittlere Brücke ins Großbasel ziehen sehen, die letzten Kleinbasler!“ Und ein ander Mal machte sich seine unmutige Stimmung über die Neugestaltung der Dinge, besonders über die Massen-Einwanderung reichsdeutscher Elemente in den Worten Luft: „Man trägt sich in Kleinbasel allen Ernstes mit dem Gedanken, einen Schweizerverein zu gründen.“ Wenn wir nun auch die humoristische Übertreibung, die in diesen Aussprüchen liegt, ohne weiteres zugeben, so ist doch auch die Tatsache nicht in Abrede zu stellen, daß die Stimmung, welcher sie entsprungen sind, gewiß begreiflich ist, da zweifellos die alt-Baslerische und speziell auch alt-Kleinbaslerische Art im Außern und Innern sichtlich zurückgetreten ist und neuen Verhältnissen Platz gemacht hat. Es möge darum einem „Alten“, der die entschwundenen Zeiten noch miterlebt hat, gestattet sein, eine Anzahl von Zügen aus der Erinnerung hervorzuholen und in Umriss-Zeichnungen der jüngeren Generation vorzulegen.

Ich möchte also erzählen aus dem Kleinbasel meiner Kinderjahre, aus der Zeit der Fünfziger- und beginnenden Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Die Ausdehnung meiner engeren Vaterstadt war damals noch genau dieselbe, wie wir sie auf dem Merian'schen Stadtplane von 1615 und auf dem nach denselben Grundsätzen ausgeführten Mähly'schen Plane von 1842 finden, in der Länge von der St. Theodorskirche („vo ze=d-Zoodere“) bis zum Klingental und in der Tiefe von der Rheinbrücke bis zur Alararkirche („bis zuer Gloore“) reichend. Die Stadtmauer war noch lückenlos vorhanden. Die beiden Tore, das Riehentor und das Bläsitor, wurden durch die Standeskompanie (die Stänzler) wohl behütet und abends rechtzeitig geschlossen. Wer aber als verspäteter Gast noch in die Stadt hineingelangen wollte, mußte sich das mit einem Strafgehd von 30 Rappen erkaufen. Man nannte das „Sperr zahlen“; erst nach Erlegung dieser Gebühr wurde der Eintritt durch das in einem der großen eichenen Torflügel angebrachte „Törlein“ gestattet.

Der Name „Sperrstraße“, der eine Zeitlang verschwunden war, weil er nach der Erbauung der ersten Hans Franz Sarasin'schen Seidenbandfabrik dem Namen Fabrikstraße hatte weichen müssen, rührt von dieser Einrichtung des „Sperr“-zahlens her, indem in früherer Zeit die äußere Befestigung des Stadteingangs beim Bläsitor genau bis dorthin gereicht hat, wo jetzt die Sperrstraße beginnt, und man also bei dem äußeren Tor „Sperr“ zahlen mußte. In dieser Gegend, nämlich zwischen der äußeren und inneren Stadtbefestigung am Bläsitor, befand sich noch bis vor wenigen Jahrzehnten im Ritter'schen Gute einer der großen Weingärten, die früher auf allen Seiten unsere Stadt umgaben, und deren letzter noch bis unlängst am Klingelberg zu sehen gewesen ist. In dem kleinen Reststück des ehemaligen Ritter'schen Gutes war bis vor kurzem auf einem Postamentein mit der Inschrift: „Gruß von General Barbanègre“

eine Bombe zu sehen, als Erinnerung an jene Tage, da unsere Vaterstadt so ernstlich von den Geschützen der nahen Festung S ü n i n g e n bedroht war.

Die Teichöffnungen in den Stadtmauern waren durch starke Pallisaden (sog. Stempel) verwahrt. Eine dieser Örtlichkeiten, da wo jetzt das Teichgäßlein, beiderseits begrenzt von den S c h e t t y 'schen Liegenschaften, auf den Klaragraben ausmündet, war ein beliebter offener Badeplatz meiner Kindheit. Gegen den R u m p e l (jetzt Rappoltshof) hin und mit diesem durch ein schmales Gäßlein verbunden, schloß sich die B r a u n - G e ß l e r 'sche Gerberei an, und auf deren Areal befand sich eine bescheidene, in einzelne Gemächer abgeteilte geschlossene Teich-Badeanstalt, in die man über einen lothbestreuten Vorplatz hinter der Stadtmauer eintrat. Daß hier das Baden nach unsern jetzigen Begriffen besonders appetitlich gewesen wäre, möchte ich nicht behaupten, mündeten doch eine Anzahl hölzerner Röhren in nächster Nähe in den Teich; die durch sie bedingte zeitweilige Bereicherung des Wassers machte aber auf uns badende Buben keinen besonderen Eindruck. Doch auch sonst spielte der Teich in unserm Leben eine ziemlich große Rolle, speziell in der Zeit, wo er abgestellt war. Dieser Anlaß wurde nämlich regelmäßig zu Wanderungen im leeren Teichbett benützt, und wir kamen dabei in Gegenden, die man zu andern Zeiten nie sah, und Hinterhausherrlichkeiten kamen zum Vorschein, die sonst dem Auge immer verborgen waren. Wegen der vielen Tümpel (Lachen) waren diese Forschungsreisen oft sehr mühsam, und man nahm darum manchen „Schuh-voll“ heraus; gut noch's dabei auch nicht, und daß wir beim Heimkommen die Hände, mit denen wir in der trüben Brühe nach lebendigen und toten Schätzen gefischt hatten, jeweilen gewaschen hätten, erlaube ich mir nicht zu behaupten. Nahm man's doch in jener Zeit mit der körperlichen Reinlichkeit überhaupt nicht zu genau, sondern betrachtete es als eine Hauptsache, daß jeden Samstagabend die Fußböden und die abwaschbaren Tische und Bänke mit weißem

Sand und Seife gehörig gereinigt wurden. Das dazu nötige Wasser konnte man dem Teich oder dem „Bächlein“ entnehmen. Für die Waschungen von Gesicht und Händen aber brauchte man, wenn man nicht zu den wenigen Glücklichen gehörte, die einen laufenden Brunnen oder einen guten Sod im Hofe hatten, von dem Wasser, das die Magd im kupfernen Zuber von dem oft ziemlich weit entlegenen Straßenbrunnen holen mußte; und mit diesem köstlichen Naß mußte gespart werden. Während darum in unserer Zeit besonders vor dem Essen gar häufig der Ruf durchs Haus erschallt: „Kinder, händ er au d'Händ gwäsche?“, so hieß es damals viel öfters: „Kinder, vergaitsche mer lai Wasser!“

Der Stadtgraben mit seinen wohlgepflegten Gärtlein, in die man durch eine bei den Toren angebrachte Treppe oder auch direkt von einzelnen Liegenschaften aus hinuntergelangen konnte, bot, besonders im Frühling, wenn die Obstbäume blühten, einen überaus freundlichen Anblick. An einigen Stellen des Stadtmauerteils zwischen Riehentor und Alarabollwerk waren moderne Fenster herausgebrochen, und diesen entsprachen Gartenhäuschen („Cabinetli“ nannte man sie damals), die innen an die Stadtmauer angebaut waren. Zwei derselben gehörten zu den Nebgassenhäusern, die jetzt die Nummern 19 und 21 tragen; das erstere war Eigentum des Herrn Ratsherrn Bernhard Socin; es wird unserer Phantasie nicht schwer, sich diesen würdigen Magistraten vorzustellen, wie er an dem friedlichen Plätzlein an der Stadtmauer gar eifrig über die „Einkommens- und Erwerbssteuer“ nachdenkt, die er dem Räte als Gesetzesentwurf zu unterbreiten beabsichtigt; und es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß der daselbst hausende Elias seinen Prophetenmantel dem bald nach ihm dort wohnenden Elisa, dem jetzigen hochgeschätzten Basler Finanzminister hinterlassen hat. Später freilich ging diese Gabe in dem betreffenden Hause spurlos verloren. Das Haus Nr. 21 gehörte Herrn Kaspar Sieber-Loß, dem stattlichen Bannherrs

von St. Theodor. Von den beiden Cabinetli aus sah man in den Richter=Linder'schen Garten mit seinem Wettsteinhäuslein hinüber.

Der längs des jetzigen Alargrabens, nach außen vom Teich begrenzte Weg hieß der Drahtzug. Im besonderen aber faßte man unter diesem Namen eine Häusergruppe zusammen, die in ein Vorwerk der Kleinbasler Stadtbefestigung eingebaut war. In diesem befand sich vor ungefähr hundert Jahren die Sarasin=Heusler'sche Seidenbandfabrik und später dann die Hezel=Wunderlin'sche Floretspinnerei. Das Haus Nr. 86 des jetzigen Alargrabens, das seine Giebelseite gegen die Straße kehrt, ist noch ein Überrest der genannten Fabrikanlage. In der Zeit unserer Schilderung verband ein gewölbter Gang, der durch eines der Drahtzughäuser hindurchführte, die zwei Teile dieses Ringweges. An der Ecke, wo dieser gegen das Bläsitor umbog, stand der Rekerturm.

Über die Bedeutung dieses Namens gibt uns Fechter im „Erdbebenbuch“ auf Seite 135 folgende Auskunft:

„Rekertthürme gab es in manchen Städten im Mittelalter, z. B. auch in Zürich. Man würde irren, wenn man diese Thürme als die Verließe ansehen würde, in welche etwa die von den Dominicanern verfolgten Keker, d. i. die mit der Lehre der Kirche in Widerspruch Stehenden gelegt wurden; in denselben wurden diejenigen Sünder vor ihrer Verurtheilung zum Tode aufbewahrt, welche die thierische Lust sogar zu Vergehen mit dem lieben Vieh verleitet hatte, dergleichen Sünder wurden Keker genannt.“

Der Rekerturm sowohl als auch ein großer Teil der sich beidseitig an ihn anlehnenden Stadtmauer mußte dem Neubau der Rhyner'schen Fabrik weichen. Die Fassade des Eckhauses des Rappoltshofes, das sich unmittelbar an diese anlehnt, stellt noch ein Stück der alten Stadtmauer dar, aus welcher Fenster sind herausgebrochen worden. Der Stadtmauerteil nächst dem Bläsitor stand noch bis 1889. Im ge-

nannten Jahre fiel er aber eines schönen Tages ohne besondere Veranlassung als kompakte Masse in den Weber-Engelschen Garten hinein; doch kamen zum Glück bei diesem Einsturz nur einige Hühner ums Leben.

Auf dem gegen das Riehentor hinführenden Teil des Drahtzuges betrieb ein Seilermeister sein friedliches Handwerk und war nicht selten daran schuld, daß wir gaffenden Buben zu spät in die Schule kamen.

Neben der Klarakirche — abwärts — erhob sich das Klarabollwerk, und an dieses knüpfen sich meine frühesten Erinnerungen an das Schlitteln. (Der Warnruf der hinunterfallenden Schlittenlenker lautete damals: Schällehau!; unsere jetzige Jugend läßt den gebildeter klingenden Ruf „Achtung“ erschallen.) An dieser Stelle beginnt jetzt die Klarastrasse; die durch deren Anlage entstandene Lücke in der Stadtbefestigung wurde durch das Klarator ausgefüllt, einen hohen Pallisadenzaun mit großem und kleinem Gatter und einem Wachthäuslein für die Stänzer. Das erste Haus, das an der Klarastrasse erstellt wurde, war das jetzige Nr. 13; Bauherr war Herr Emanuel Bernoulli-Oswald, als zweites folgte die Wöhllich'sche Bierbrauerei (jetzt Klarabrauerei) und als drittes die (schon längst wieder abgerissene und durch Mietkasernen ersetzt) Villa des Herrn Oswald-Linder.

Zwischen dem Bläfftor und der ehemaligen äußeren Stadtbefestigung finden wir rheinwärts das große Areal des früheren Klingentalklosters; dieses hat seit seiner Aufhebung gar verschiedenen Zwecken gedient; in meiner Kinderzeit wurde es, wie jetzt noch, als Kaserne und Exerzierplatz verwendet. Auf einem Teil des großen Hofes befanden sich Werkshopf und Arbeitsplatz der sprichwörtlich langsam arbeitenden „Lohnnähtler“; längs der Mauer waren Balken aufgeschichtet, die der Jugend die schönste Spielgelegenheit boten. Wenn exerziert wurde (noch klingen mir die energischen, oft von derben Zwischenrufen begleiteten Kommandoworte des

allbeliebten Herrn Oberst H a n s W i e l a n d in den Ohren!), so mußte zuerst die spielende Jugend aus dem großen Hofe hinausbefördert werden; das war aber keine leichte Sache, da erstens gar viel Schlupfwinkel mußten abgesucht werden, und zweitens den zu diesem Zweck herumspringenden Soldaten gar häufig der schräg über die „Schwalbenschwänze“ herunterbaumelnde Säbel zwischen die Beine geriet.

Der Stadtgraben, der an Stelle des jetzigen Klingentalgrabens sich rheinwärts erstreckte, war schon damals ausgefüllt; er trug den Namen „Schindgraben“, da er längere Zeit als Schindanger gedient hatte. Innerhalb der sich längs des Rheins hinziehenden Klingental-Stadtmauer befand sich der älteste Turnplatz unserer Stadt. Von denen, die dort fleißig geturnt haben, leben wohl nur noch wenige. Desto mehr freut es mich, zu berichten, daß ich als Knabe Zeuge davon war, daß einer aus jener Generation, der gesund und wohl, als eines der verdientesten Mitglieder der Historischen Gesellschaft noch unter uns weilt, bei einem Turnfest auf diesem Platz einen Preis errang, ich meine Herrn Dr. T h e o p h i l B u r d h a r d t - B i e d e r m a n n. Lang, lang ist's her!

Wenn man vom Drahtzug herkommend durchs Riehentor in die Stadt einbog, so erblickte man linker Hand unter zwei gewaltigen Platanen den großen zweiröhrigen Riehentorbrunnen und an ihm angebracht die Einrichtung für die Faßsinnerei; von da ging's in die Kirchgasse. An deren linker Seite standen die zwei Knabenschulhäuser. Abgesehen von einer verschwindend kleinen Zahl, welche der Armenschule im kleinen Klingental zugeteilt war und schon aus ziemlich großer Entfernung sich durch ihre reistenfarbigen Schülertuchkleider vor andern kenntlich machte, fanden die sämtlichen Knaben Kleinbasels in den zwei Schulstuben der Kirchgasse Platz; diese waren durchgehende Erdgeschößzimmer, eines davon, das obere, etwas unter dem Straßenniveau gelegen; die Fenster der Hinterseite schauten nach dem Stadtgraben und darüber hinweg auf die Stadtmauer und den Weg, der

sich zwischen ihr und dem Graben hinzog. Noch ist es mir sehr eindrucklich, daß wenn einer unserer Lehrer in warnender oder strafender Weise den Ausdruck „näbe d' Schuel laufe“ brauchte, ich jeweilen unwillkürlich auf diesen Weg hinaus-
 sah und darüber verwundert war, doch nie einen solchen „Danebenläufer“ auf demselben zu erblicken. — Die beiden untern Klassen waren als Simultanklassen in der geräumigen Stube vereinigt, in welcher Herr Philipp H i n d e r m a n n, als strenger, aber guter Lehrer, das Szepter führte und nach damaligem Gebrauche es auch vortrefflich verstand, uns bei ungenügenden Leistungen energisch auf das „Schandbänklein“ zu setzen, oder uns bei ernstlicheren Vergehen „die Hosen zu spannen“ und gehörig „durchzuknepflen“.

In diese Schule wurde ich im Jahre 1853 verbracht, bevor ich noch das fünfte Lebensjahr ganz zurückgelegt hatte. Dementsprechend ist mir auch von der Art, wie damals der Unterricht erteilt wurde, nicht mehr gar viel im Gedächtnis geblieben; das weiß ich aber noch deutlich, daß das Schönschreiben mit Griffel und Kielfeder von unserem Lehrer mit großem Geschicke gelehrt wurde. Gesungen wurde in den beiden untern Klassen nicht oft. Immerhin setzte sich von Zeit zu Zeit Herr H i n d e r m a n n mit einer Guitarre auf die vorderste Bank und gab uns eine Singstunde. Das erste Lied, das wir lernten, hatte den geistreichen Text:

Höret die Drescher, auch sie halten Takt,
 Tiktaktak, tiktaktak, tiktaktak, tak,

und wurde unermüdllich wiederholt. Das zweite, wie ich später erfuhr, eine Dichtung Augustin Kellers, aus dem damals bei uns gebräuchlichen Margauer-Lesebuch, handelte von einem ungehorsamen Kinde, das sich beim Seerosenpflücken zu weit ins Wasser hinausgewagt hatte und dabei ertrank. Die erste Zeile lautete:

„Es spielte ein Knäblein am blumigen See“,
 und die letzte:

„.....und fand in den Wellen sein schauriges Grab“.

Das machte uns einen recht bedauerlichen Eindruck. In jedem Falle war die Nutzenwendung verständlicher, als wenn wir einige Jahre später bei Herrn Dr. Hauschild im Gymnasium — unseligen Angebens — singen mußten:

Himmlische Tugend,
Schön ist dein Bild,
Du bist der Tugend
Heiliger Schild.

Als ich jüngst in einer Zeitung die Notiz fand, der Erziehungsrat eines ostschweizerischen Kantons habe einem Schulratspräsidenten, der einen Tag lang für den abwesenden Lehrer geschulmeister hatte, einen Verweis zukommen lassen, mußte ich unwillkürlich an unsere patriarchalischen Schulverhältnisse im Kleinbasel der 1850er Jahre denken, wo es niemandem auffiel, wenn bei Krankheitsverhinderung des Lehrers dessen Frau, ja sogar einmal die Magd mit dem Bafel in der Hand auf dem Ratheder erschien. Zu den schönsten Stunden unseres Schullebens gehörten diejenigen, wo der Wellenwagen vor dem Hause erschien, der Unterricht unterbrochen wurde, und wir Schüler den ganzen Inhalt des Wagens auf den Estrich tragen durften. Aber auch sonst gab es manche gemütliche Situation: Direkt oberhalb des Schulhauses befand sich, in den Kirchplatz hineinragend, die Wohnung des Siegristen. Inhaber des genannten Amtes war damals der Küfermeister und Weinhändler Hieronymus Bülacher. Alle Morgen nun trat dieser zwischen 8 und 9 Uhr seinen amtlichen Gang zu den Herren Pfarrern an; dabei gab es aber immer zwei Stationen: Zuerst klopfte er beim Oberlehrer Schaffner ans Fenster; dieses öffnete sich, die Schnupftabaksdose des Herrn Siegrists wurde hineingereicht, und nun entspann sich unter fleißigem Schnupfen ein längeres Gespräch über die Stadtneuigkeiten, und wenn's während desselben in der Schulstube gar zu laut wurde, so schwirrte die lange Haselrute des Herrn Magisters aufs Geratewohl über die Lärmer und Schwächer hin. Ein

Haus weiter, bei dem Fenster des Herrn H i n d e r m a n n, wiederholte sich dann dieselbe Szene. Die Gerechtigkeit verlangt aber die ausdrückliche Betonung der Tatsache, daß man trotz diesen Gemütlichkeiten in diesen Schulen etwas Rechtes lernte, wenngleich damals die Wörter „Methode“ und „Lehrziel“ noch nicht so zudringlich in der Luft herumflogen, wie jetzt.

In der obersten Klasse war das Singen obligatorisch; es wurde gelehrt durch Herrn H o n e s t a, den Vater des jüngst verstorbenen Tenoristen und Vorsängers. Er war mit seinem lebhaft geröteten Gesicht und mit seiner in einem grünen Säcklein geborgenen, in den auf dem Rücken vereinigten Händen getragenen Geige eine Erscheinung, welche des Pinsels eines F r a n z F e y e r a b e n d würdig gewesen wäre. Die Texte der unter seiner Leitung gesungenen Lieder waren dem kindlichen Verständnis wenig angemessen; wir haben uns wenigstens nichts Besonderes dabei gedacht, wenn wir singen mußten:

Was ist das Göttlichste auf dieser Welt?

Was hält uns aufrecht im Gewand von Staube?

oder:

Warum sind der Tränen

Unterm Mond so viel?

Und so manches Sehnen,

Das nicht laut sein will?

Die vortrefflichen „Lieder für Jung und Alt“ von S c h ä u b l i n, an deren Redaktion auch mein sel. Vater, als Gesanglehrer an der Töchterchule, lebhaft beteiligt war, hatten eben damals das Licht der Welt noch nicht erblickt.

Zur Neujahrszeit war es Sitte, daß die Schüler aus den besseren Bürgerfamilien dem Lehrer ein kleines Geschenk in Geld bringen durften. Dieses wurde dann jeweilen von seiten des Empfängers mit einem bunten Griffel oder Bleistift vergolten, und die welche nichts gebracht, hatten das Nachsehen.

Bei der Neuanstellung von Lehrern, die Anfangs der Sechzigerjahre infolge der wachsenden Schülerzahl notwendig

wurde, nahm man's in betreff des Fähigkeitsausweises nicht gar zu streng, sondern ließ sich auch etwa durch Beweggründe der Barmherzigkeit leiten. So erinnere ich mich, daß damals der bisherige Inhaber der Torschreiberstelle am Riehentor, ein Herr Gysin, infolge Aufhebung dieser Beamtung brotlos geworden war. Um dieser Fatalität abzuhelpen, wurde ihm eine neu errichtete Parallelklasse an der St. Theodorsgemeinde-
schule anvertraut. Das Haupterziehungsmittel dieses Biedermanns war der ausgiebige Gebrauch des Stockes. Infolge davon hatte mein Vater, der inzwischen Gemeindepfarrer geworden war und kraft seines Amtes auch Schulinspektor, gar manchen Streit zwischen dem Lehrer und den Eltern eines durchgeprügelten Kindes, dessen Haut in allen Farben des Regenbogens prangte, zu schlichten und ernstlich zum Frieden zu reden, wenn von seiten des erzürnten Vaters die Drohung laut wurde, an dem Lehrer Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen. Beim Examen erschien jeweilen die würdige Gestalt des Herrn Pfarrer Bischoff auf dem Katheder, um einige Worte der Ermahnung an die Klasse zu richten und den bessern Schülern Prämien auszuteilen; ich gehörte aber nie zu der Zahl dieser Glücklichen.

Von Schulgesundheitspflege wußte man damals noch nichts. Schmutzige und zerrissene Kleider erregten noch kein Aufsehen. Nicht einmal war dies der Fall bei einem Mitschüler, der einen Bachiskopf (Grind) hatte und, vom Ungeziefer übel geplagt, mitten unter uns saß. Damit sein Leiden nicht gar zu deutlich sichtbar wurde, trug er auch während des Unterrichts eine große Tellerkappe auf seinem kranken Haupte. Man verfuhr eben im kleinen mit einem solchen Kopfe, wie im großen mit dem Birsig, bei dem man an all den Stellen, wo man seine unbeschreibliche Schönheit hätte erblicken können, möglichst hohe Mauern errichtete, so am Barfüßerplatz, am Pfluggäßlein und an der Brotlaube.

Doch ich habe ja gar nichts im Großbasel zu tun, kehre darum schleunigst an die Kleinbasler Kirchgasse zurück und

bitte meine geneigten Leser, mit mir den St. Theodorskirchplatz zu betreten. Dieser stellte damals, wenn nicht gerade die Freizeit der Schüler oder die Kirchgänger ihn belebten, eine recht einsame Gegend dar; noch steht es mir in deutlicher Erinnerung, wie die Schritte des ihn Begehenden an der Stadtmauer, die ihn im Norden und Osten einschloß, einen deutlichen, fast metallisch klingenden Widerhall hervorriefen. Die Kleinbasler Frauen pflegten mit Vorliebe an diesem stillen und sichern Ort, wenn sie große „Buuchi“ (Wäsche) hatten, ihr „Plunder“ (Weißzeug) zum Trocknen aufzuhängen. Ein schmaler, gewöhnlich durch ein hölzernes Gitter abgeschlossener Weg führte zwischen dem Chor und der Stadtmauer zu dem ehemaligen hintern Gottesacker, der seit der Eröffnung des neuen Begräbnisplatzes vor dem Riehentor vom Siegristen als Gemüsegarten benützt und durch die alte, würdige Jakobee, die noch eine Baselbieter Begine trug, besorgt wurde. Gegen das Waisenhaus hin grenzte er an die Allerheiligenkapelle, einen schönen zweischiffigen, gotischen Bau, der damals von den drei E. E. Gesellschaften zur Bergung des Spendeholzes benützt wurde; er fiel leider trotz dem Widerspruch kunstverständiger Bürger dem Bau der Wettsteinbrücke zum Opfer. Links vom Chor erhob sich eine hohe Beige von Fagdaugen, die dem Herrn Siegristen das Material für die Küferarbeiten liefern mußten, denen er in der zur Werkstätte degradierten schöngewölbten Sakristei oblag; uns Buben diente sie als willkommenes, wenn auch nicht ungefährliches Klettergerüste.

Die Hinterseite der Kirche schmückten zahlreiche Grabdenkmäler; die zu Ende der achtziger Jahre durchgeführte Restauration der Theodorskirche hat zum Glück die interessantesten derselben geschont, und es lohnt sich wirklich, einige genauer ins Auge zu fassen: Da lesen wir z. B. auf einem der ältesten Steine den Namen Friedrich Merian, des Gr. Rathes † 1662, mit dem interessanten Beisatz: „Der war ein Bruder M a t t h a e i M e r i a n s, weltberühmten Kupfer-

stechers zu Grandforth“. — Auf einem anderen Denkmal finden wir den Namen des Herrn Staatsrat Joh. Jak. Minder; er lebte von 1755—1830 und war der Vater des vielgenannten Rats Herrn Samuel Minder, einer überaus charakteristischen Kleinbasler Persönlichkeit; unter des letzteren Anführung besuchten die Basler Feuerschützen zum ersten Male nach den Baselbieter Wirren wieder ein eidgenössisches Schützenfest. Seinem „Stedkopf“ (der Ausdruck möge mir erlaubt sein) verdankt Kleinbasel die Errichtung des so unharmonisch in seine Nachbarschaft hineingebauten neuen Gesellschaftshauses „jenseits“ (wie man offiziell sich ausdrückte), das schon während seiner Erbauung durch Stadtrat Amadeus Merian einzustürzen drohte und nur durch besondere künstliche Nachhilfe vor diesem Schicksal konnte bewahrt werden. Rats Herr Minder hatte u. a. auch die Mahrte, daß er jedesmal in großen Ärger geriet, wenn ein Gesellschaftsbruder den Namen „Spiz“ brauchte, statt „Gesellschaftshaus“. Diese seine Eigentümlichkeit verspottete einmal Philipp Hinder mann am „Gryfenmäli“ in einem Gedicht, das ich mir nicht versagen kann, ganz wiederzugeben:

3' Basel an der Rhibrud a
 Stobt e Hus grad nebedra;
 S' isch e Hus, das Jedes kennt,
 Wenn me's scho verschiede nennt;
 S' kleini Basel het's im B'sitz;
 Sit der Gründung heist's zuem Sp — Gesellschaftshus.

Schön isch d' Ussicht in däm Hus,
 D' Basler gehnd dert i und us.
 D' Häre und der Gryf und Leu,
 Die verbrüederete Drei
 Hend dert ihr Vergnügungssitz,
 Dorum heist me's au zuem Sp — Gesellschaftshus.

Und e neie Wirt isch do,
 Dä het's Ganzi ibernoo,
 Leitet's wie-n-e General
 Mit sin Schnaizli brun und schmal,
 Glink und grüehrig wie der Blik;
 Dä isch jeze Wirt im Sp — Gesellschaftshus.

Dä schänkt z'Immis 's Raffi i,
Git e Glesli Cognac dri,
Git eim Wasser für der Lohn,
Und e Zuckerportion,
Und au Vs in großer Hitz
So serviert der Wirt im Sp — Gesellschaftshus.

Er git au de Herre d' Kost,
Suppe, Gmies und Wi statt Most,
Rippli, Brotis und Surfrut,
Und die Herre riechme 's Lut:
Mai, s'isch wohr, kai Bessere git's,
As der neii Wirt im Sp — Gesellschaftshus.

Wenn er groözi Esse het,
So wird gemordet do in 's Gwett,
Unbarmherzig, ohni Gnad
Röpft und gwürgt und gstoche, grad
Wie am Tag vo Austerliß,
So goht's zue in unserem Sp — Gesellschaftshus.

Het me-n-erst Cunzert und Baal,
Do strahlt's Gas im große Saal!
No-n-em Danz wird d' Ekluft gweckt,
D' Tisch sind appetitlig deckt.
Tartestid und Epfel-Schnitz
Stehend do z'erst parat im Sp — Gesellschaftshus.

Und im scheene Monet Mai,
O wie frait si Groß und Mai!
Denn do breitet vor däm Hus
Sich e scheene Garte-n-us,
Uff der neue Bruck demiz,
Und dä Garte ghert zuem Sp — Gesellschaftshus.

Drum kehrt in dem Hus am Rhi
Alles gern und freudig i.
Jedi Dame und ihr Herr,
Civiliste, Militär.
Au der Schizematte-Schiz —
Alli finde Fraid im Sp — Gesellschaftshus.

Z' Basel an der Rhibruck a
Stoht das Hus grad nebedra;
S' het e Thirnli und e Saal,
Z' underst no-n-e Hiener-Staal,
Mänge Riß und viele Grix,
Und me haist's scho lang zuem Sp — Gesellschaftshus.

In was für eine Aufregung würde der gute Ratsherr geraten, wenn es ihm möglich wäre, zu einem kurzen Besuch in das jetzige Kleinbasel zurückzukehren, zu seinem vielgeliebten „Gesellschaftshaus“ hinaufzusehen und aus dessen Inschrift zu merken, daß sein Kampf gegen den Namen „Spiz“ erfolglos war, ja daß dieser jetzt sogar als offiziell ist erklärt worden.

Ratsherr Minders letzte politische Aktion, die viel Staub aufwarf, war sein im Großen Räte gestellter Antrag auf Wiedervereinigung mit Baselland. Die Antwort aus dem Landratsaal Dietschli war aber ein höhnisches: *Niemals*. Ein Sohn des Herrn Sam. Minder war Herr J. J. Minder-Zäslin, der Müller in Kl. Klingental (der jetzigen Portmann'schen Mühle); er leistete der Vaterstadt als Präsident des Stadtrates treue Dienste.

Im Weitergehen erblicken wir das Grabdenkmal des Herrn Abraham Eglin, des Rats, weitberühmten Zimmermanns, geb. 1713, gest. 1788 und seiner Frau Anna Katharina Freyburger. Beide Familien, die Eglin und die Freyburger, sind ausgestorben. Die letzte Vertreterin der zweitgenannten, eine Jungfrau Freyburger, wohnte gegenüber dem Bläserhof, neben der Masaran'schen Färberei, sie starb in den 50er Jahren. Der letzte Kleinbasler-Eglin, Herr Christoph Eglin, lange Jahre in Havre als Kaufmann tätig, starb anno 1901; er wohnte am Schaffhauserrheinweg; an seinem Rock war das Bändchen der Ehrenlegion zu sehen, das er sich seinerzeit erworben hatte, als er mit andern Havre'ser Feuerwehrlenten der unglücklichen Stadt Paris zu Hilfe eilte, welche durch die Unholde der Commune war in Brand gesteckt worden. Die Gattin des Herrn Abraham Eglin, Sohn, der 1755—1825 lebte, war eine geb. Rosenburger; diese alte Basler Familie hat gegenwärtig, soviel ich weiß, nur noch einen einzigen Stammhalter. Von Geschlechtern, die jetzt gleich den Freyburger und Eglin ausgestorben sind, wären aus jener Zeit noch an-

zuführen die Blegenstein (Frau Zäslin=Blegenstein vor dem Bläsitor war die letzte Trägerin dieses Namens) und die Paß, deren letzter männlicher Vertreter Herr Georg Paß war, eine stadtbekannte, harmlose Persönlichkeit, die man täglich, vor sich hinlächelnd, reichlich schnupfend und Täfeli lullend, einige Schritte hinter dem treuen Mentor, Herrn Lehrer Friedrich Fäsch drein, durch die Gassen Kleinbasels wandeln sah. Auch die Mik, Asal, Lämmelin, Wollieb sind Kleinbasler Geschlechter, die seither ausgestorben sind.

Und wiederum lesen wir: „Hier ruht in Gott von seiner Arbeit der ehrenwerte und mannhafte Meister Joh. Friedr. Wohnlich, älter, der Kunstbeck. Was für eine Spezialität des ehrsamten Bäckerhandwerks damals mit dem Namen „Kunstbeck“ bezeichnet wurde, kann ich nicht angeben; ich vermute aber, daß solche Meister diesen Namen trugen, die außer dem täglichen Brot und den Sonntagswecklein noch allerlei „Mürbes“ fabrizierten.

Dann sei noch eine breite Marmortafel am Chor erwähnt, die geschmückt ist mit den prosaischen Emblemen der Mediationszeit, einer Pyramide auf einem Sockel, auf dem ein Schwert, ein Lorbeerkranz und eine Wage zu sehen sind; links davon eine antike Lampe und rechts eine Totenurne auf kleineren Postamenten. Die Inschrift lautet: „Ihrem und des Vaterlandes Vater, dem Bürgermeister Andreas Merian, geb. 1742, Landammann der Schweiz 1806, gest. 1811, setzten dieses Denkmal die Brüder Andreas, Johann, Lucas, David.“ Und zum Schluß wäre noch zu erwähnen die Grabchrift einer früher viel genannten und sehr verschiedenartig eingeschätzten Basler Persönlichkeit, die des Professors Spreng, ebenfalls einer seither ausgestorbenen Familie angehörig. Sie lautet: „Hier ruht in Gott, an Seite seiner theuern Gattin Herr Joh. Jak. Spreng, D. G. W. (Diener göttlichen Wortes?), Kaiserlich königlich gekrönter Dichter, Pro-

fessor der griechischen Sprache, der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst in Basel 1699—1768.“

Das vierstimmige Geläute der St. Theodorskirche galt bis vor wenigen Jahrzehnten als das schönste weit und breit. Es hat die Töne d e g cis und klingt recht kräftig. Wir sind aber durch die großen Fortschritte der Glockengießerei an Besseres gewöhnt worden und empfinden jetzt größere Befriedigung, wenn die harmonischen und besonders die melodischen Klänge der modernen Geläute an unser Ohr tönen, als wenn wir das vergebliche Streben der großen Septime zu St. Theodor, in die Oktave hinaufzugelangen, mitanhören müssen. Dem Gesamtgeläute ging vor dem Morgengottesdienste früher ein viertelstündiges Läuten mit der kleinsten Glocke, dem „Fyr-Gleckli“, voran; das nannte man „Glänken“. Mit der Abschaffung dieser Einrichtung verschwand auch dieses Wort aus unserem baseldeutschen Sprachschatz. Im Baselbiet wird aber, wenn ich mich nicht ganz irre, vor der 9 Uhr-Kirche noch „geglänkt“. Das Innere der Theodorskirche bot damals noch einen stimmungsvolleren Anblick dar als jetzt, indem wie früher im Münster und zu Barfüßern und jetzt noch zu St. Peter und zu St. Leonhard ein schöner Querlettner bestand. Er trug die seinerzeit von dem berühmten Orgelbauer Silbermann erbaute Orgel, über sie hinschauend erblickte man das schöne Chorgewölbe; mit ihrem charakteristischen Vorbau, dem sog. „Positiv“, präsentierte sie sich viel besser als jetzt, wo sie ohne das letztere, wie eine große Baßgeige vor das Hauptfenster hingestellt ist. Von diesem leuchteten früher drei Glasgemälde herunter, in der Mitte Maria mit dem Jesuskinde, deren lebendige Zeichnung nach den Untersuchungen von A. Loz auf Holbein zurückzuführen sein dürfte, und zwei Apostelgestalten. Jetzt sind diese drei Scheiben in ganz unpassender, schwächlich-moderner Umgebung und viel zu niedrig über der Eingangstür des Chors angebracht.

Die erste Sikreihe hinter dem Altar war für die Mit-

glieder des E. E. Bannes bestimmt. Noch stehen mir die Herren, welche damals diese erhöhten, weithin sichtbaren Ehrenplätze zierten, in lebendiger Erinnerung, die Herren Elias Kern=de Crousaß, Rathsherr Leonhard Heusler, Kaspar Sieber=Loß, Oberst Meyenroth, Schweizer=Isenegger und Krauer=Treu u. a. m. In der Mitte ihrer Plätze war mit weißer Farbe die Inschrift angemalt: Ba hn = St ü h l e. Man sprach das Wort so aus, warum hätte man es nicht auch so schreiben sollen, trotzdem das Wort „phonetisch“ damals noch nicht erfunden war? An den aufgeklappten Sätzen der meisten Männerstühle waren in der Mitte derbe Klöschchen zu sehen, zum Teil in hübscher Schnizarbeit; sie boten für die Dauer der langen liturgischen Gebete eine unsichtbare, vortreffliche Sitzgelegenheit dar. Links und rechts von der Orgel waren verschiebbare hölzerne Gitter, hinter denen man, ohne der Gemeinde Ärgernis zu geben, ein prächtiges Schläfflein machen konnte. Der Querlettner reichte ziemlich weit ins Chor hinein; er trug dort die Blasebälge, und auf ihm befand sich der Eingang in den Turm. Die Wände dieser Gegend waren reichlich mit Namen und Verslein bedeckt, und diese wurden von uns Buben gar eifrig studiert. Der Sinn einer dieser in flotter alter Basler Handschrift ausgeführten Skripturen ist mir erst nach Jahrzehnten aufgegangen; sie lautete:

Freiheit, Blendwerk bist auch du,
Drum flieh' ich lieber meine Schuh'.

J. Meyer, Schuhmacher und obrigkeitlicher
Windmacher.

Der Verfasser dieser Verse war der Blasebalgzieher Meyer, und sein poetischer Stoßseufzer bezog sich auf die Errungenschaften der Helvetik.

Auf der ersten Bank des rechten Seitenschiffes stand die Aufschrift: Kleinhüninger=Roost, als Erinnerung an die Zeit, da Kleinhüningen noch keine eigene Kirche besaß, sondern zu St. Theodor eingepfarrt war. An der Wand

dieser Seite hingen die Totenschilder des alten Rittergeschlechtes der R i c h m a n n, deren Wappen jetzt noch an der Kanzel und außerdem an ihrer ehemaligen Hofstatt an der oberen Rheingasse (Andreas Geßler'sches Haus) zu sehen ist.

Kirchenheizungen gab es damals noch nicht; um aber, wenn es gar grimmig kalt war, die Luft doch ein wenig in Bewegung zu bringen, wurden in den Stunden vor dem Morgengottesdienst in zwei großen eisernen Pfannen auf dem Platz vor dem Altar Feuer aus Redolterholz angezündet, die einen angenehmen, aromatischen Duft verbreiteten und ihren bläulichen Rauch gegen die Kirchendecke empor sandten. Das Jahr 1863 brachte dann die erste Kirchenheizung. Beleuchtet wurde die Kirche durch Leuchter mit Stearinkerzen, die an Schnüren vom Kirchenestrich herunterhingen und nach dem Anzünden noch längere Zeit hin- und herschwangen, was uns einen gar feierlichen Eindruck machte. Am schönsten war die Beleuchtung beim Sylvester- (oder wie man damals sagte: Altjahr-Abend-) Gottesdienst. Da wurden auch den Wänden nach in eisernen Haltern eine größere Zahl von Kerzen aufgesteckt; sie tropften aber jämmerlich und setzten große „Zelggen“ an, da es der schlecht verbleiten Scheiben wegen beständig zog.

Der St. Theodorskirchturm war jahrelang unser Lieblingsaufenthalt, denn die Glocken waren schon damals meines älteren Bruders besondere Freude und sind es bekanntlich bis zur heutigen Stunde geblieben. Jahrelang haben wir beim Läuten an Sonn- und Werktagen mitgeholfen, und wenn ich jener Zeit gedenke, so tritt mir jedesmal wieder die charakteristische Gestalt des Grabmachers und Läuters K e l l e r vor die Augen, mit seinem aufrechten, militärischen Gang, den er sich in der Jugend angewöhnt hatte, als er bei den „Rothten Schweizern“ in Frankreich diente und mit seiner wohl derselben Quelle entstammenden rötlich angelaufenen Nasenspitze. Nicht nur erzählte uns dieser von uns sehr geschätzte Mann gar

manches aus seinen Erlebnissen, sondern wenn er bei guter Laune war, so tanzte er uns auf dem zweiten Turmboden das „Greifentänzlein“ vor; war er doch einer der drei Auserlesenen, welche seit vielen Jahren beim Umzug der drei Ehrenzeichen mithelfen durften, und ihm war das Gewand des Greifen mit seinem schweren, kupfergetriebenen Kopfstück anvertraut. Die genannte Feierlichkeit verlief in meiner Kindheit schmuckloser als jetzt, wo die jungen Bürgerjöhne es sich zur Ehre anrechnen, sich in die Gewandung des Greifen, des Löwen oder des Wilden Mannes einkleiden zu lassen, um deren Tänze mit großer Virtuosität auszuführen. Damals übertrug man sowohl letzteres, als auch das Trommeln und das Tragen der Fahnen bezahltem Personal; die Trommler und Fähndriche hatten keine Uniform wie jetzt, sondern bewegten sich in denselben altehrwürdigen Fräcken in Kleinbasels Straßen herum, in welchen sie an den hohen Festtagen als „Ristlihalter“ an den Kirchentüren von St. Theodor standen und das Almosen in Empfang nahmen; noch sehe ich sie so in der Erinnerung vor mir, den langen Jäck, den Schwobach u. a. m.

Die Gottesdienste waren an den gewöhnlichen Sonntagen sehr bescheiden besucht, nur wenn Herr Diafon B o n b r u n n mit seiner imponierenden Prophetengestalt, seiner gewaltigen Stimme und seiner eindringlichen Predigtweise auf dem „Kirchen-Zettel“ stand, war die Kirche mit Besuchern aus der ganzen Stadt angefüllt, und zwar trotz der Nachmittagsstunde (denn die Helfer durften am Vormittag nur ausnahmsweise predigen). Er war aber nicht nur ein origineller Prediger, sondern vor allem auch ein eifriger Seelsorger, ein vorbildlicher Tröster der Armen und Kranken, und als im Jahre 1855 in Basel die Cholera wütete — es wird später noch die Rede von ihr sein — eilte er wie ein Held, furchtlos und unermüdllich, von Bett zu Bett, überall Trost und Hilfe spendend. Im Gegensatz zu jetzt waren damals an den Festtagen die Kirchen gedrängt voll und ganz speziell am Eidg. Bettage; an diesem machte es einen ganz besonderen Ein-

druck auf uns, wenn beim Verlesen der Gebete, die jeder Kirchenbesucher in dem zu sieben Rappen käuflichen „Bettags-Büchlein“ vor sich hatte, durch das gleichzeitige Umwenden der Blätter ein Geräusch, ähnlich dem Rauschen großer Flügel, durch die Kirche schallte. Es mag hier auch die Bemerkung eingeschaltet werden, daß noch zu Anfange des 19. Jahrhunderts der Betttag den offiziellen Namen Buß-, Fast- und Betttag hatte, und daß der zweiten Bezeichnung „Fasttag“ entsprechend die ganz braven Kirchgänger (es waren vor allem Frauen und Kinder) von vormittags 8 Uhr bis nachmittags 3 Uhr ununterbrochen in der Kirche saßen. Für die geistigen Bedürfnisse sorgten während der Zeit zwischen den Predigten Bibel- lektionen, die durch Studenten der Theologie gehalten wurden, und für die leiblichen der süße Inhalt eines mitgebrachten, umfangreichen „Strickseckels“. —

Als charakteristisch für jene Zeit darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß ein Teil des Nimbus, der den oben-erwähnten Pfarrer B. umgab, darauf beruhte, daß er als gewaltiger Geisterseher und Geisterbanner in hohem Ansehen stand. Damals „gespenstete“ es eben auch im Kleinbasel noch in verschiedenen Häusern, besonders in recht alten, und wenn es auch keine so berühmten Geister waren, wie der David Joris in Spießhof, oder die, welche im „Neubau in der Sandihans“ (dem Formonterhof) spukten, Geister waren es doch, besonders Poltergeister, und die meisten Leute glaubten „steif und fest“ an sie. Vor allem Geizhalse ließ in jener Zeit der Volksglaube gerne nach ihrem Tode in den Häusern „umgehen“. Einer der Geister, welcher damals eines der Kleinbasler Pfarrhäuser unsicher machen sollte, hieß „Gredi Bed“, und die Leute fragten uns, als mein Vater Anfangs der Sechzigerjahre das genannte Haus als Amtswohnung bezogen hatte, gar oft in allem Ernste, ob wir dasselbe noch nie gesehen hätten, mit dem Beifügen, es sitze gewöhnlich auf der Treppe. Die originelle Art des Herrn Pfarrer B. möchte ich noch durch einige charakteristische Beispiele illustrieren: Einmal

rief er während der Predigt von der Kanzel aus dem Siegrist zu: „Herr Bulacher, mache Sie doch die hideri Thüre zue; me ka's jo nit ushalte vor Durzug.“ Ein anderes Mal — es war in der Kinderlehre in der Waisenhauskirche — hatte der Vorfänger *Honestà* mit einer Anzahl von Kindern ein gar schönes Lied eingeübt und mit dessen Vortrag begonnen. Das kam aber dem temperamentvollen Herrn Pfarrer zu lang vor; darum fing er plötzlich an, mitten in den Gesang hinein, mit Löwenstimme das Gebet zu lesen, und das brachte natürlich die jugendlichen Sänger rasch zum Verstummen. — Die bekannte Stelle im Kinderlehrgebet „die deine Knechte und Mägde sind“ änderte er gar oft ab in „die deine Knechte und Mägde sein sollten, aber nicht sind.“

An die Mitteilung über das „Geisten“ mag passend der Bericht angeschlossen werden, daß von gewissen, vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte angehörigen Menschen behauptet wurde, sie hätten den „bösen Blick“ und könnten einem damit alle möglichen Krankheiten anhängen; in diesem Rufe stand z. B. eine Frau B. an der unteren Rebgrasse; man wich ihr darum sorgfältig aus und warnte ernstlich die Kinder vor ihr. Würde nun aber der geneigte Leser glauben, das seien jetzt überwundene Dinge, so dürfte er sich gröblich irren. Diese häßliche Art des Uberglaubens existiert noch immer; man redet zwar nicht mehr laut und offen von solchen Dingen, aber nur um nicht als ungebildet zu gelten und um nicht mit dem Strafgesetz in Widerspruch zu geraten. Im stillen glauben's aber noch gar manche und teilen es unter dem Siegel der Verschwiegenheit der vertrauten Nachbarin oder Freundin mit.

Daß aber auch der Glaube an Dr. Fausts Goldmacherkunst noch nicht ganz verschwunden ist, hatte ich zu einer Zeit, die über den Rahmen meiner Kindererinnerungen hinausgreift, nämlich Ende der Siebzigerjahre, zu beobachten Gelegenheit: Da klagte mir eine alte Jungfer am Schafgäßlein, sie sei von einem gewissen B. an der Utengasse um 600 Franken betrogen

worden. Dieser hatte sich nämlich der Betreffenden als „Goldmacher“ vorgestellt und ihr seine Kunst so einleuchtend geschildert, daß sie ihm zur Anschaffung neuer Materialien zur Goldbereitung 300 Franken lieh. Als aber Woche um Woche verstrich, ohne daß der Mann mit seinem kostbaren Fabrikat anrückte, wurde sie unruhig und wünschte dringend, nun endlich einmal Gold zu sehen. Was geschah nun? Der also Gedrängte erschien eines schönen Tages mit einem großen „Macken“ goldglänzenden Schwefelkieses und sagte: Da sei nun das Gold, das Fatale an der Sache sei aber der Umstand, daß es im Handel keinen Wert habe, wenn es nicht den Stempel der eidgenössischen Münzstätte in Bern trage, dieser koste aber 300 Franken. Da konnte nun freilich die gute Jungfer nichts anderes machen, als noch einmal in die Tasche zu langen und noch einmal 300 Franken zu bezahlen. Damit hatte natürlich die Goldmacherei ihre Endschafft erreicht: der Dr. Faust Nr. 2 hatte was er wollte, und die geprellte Jungfer schämte sich zu klagen.

Wenn wir durch das Rilschgäßli (später Kartausgäßli genannt) uns von dem stillen Kirchplatz wegbegeben, so kommen wir an die Straße, die damals die obere Rebasse hieß und jetzt den Namen Riehentorstraße trägt. An der Ecke des genannten Gäßleins stand eines der Magazine der Firma *Leonhard Bernoulli*. Wie manche Stunde standen wir Knaben vor dem geöffneten Eingangstor, aus dem es so verheißungsvoll herausroch, bis endlich einer der Angestellten unseren „glustigen“ Gesichtern nicht mehr länger widerstehen konnte und uns ein Stängelein Süßholz oder „Bärendred“ in den Mund steckte! Einmal entstand daselbst ein großer Auf-
lauf, indem ein Sirupfaß beim Abladen aus den Fugen ging und seinen Inhalt aufs Straßenpflaster entleerte. Da kamen denn die Leute aus allen Häusern mit Geschirren herbeigerannt, um mit Löffeln oder der Hohlhand eine möglichst große Portion von der herrlichen Flüssigkeit zu erbeuten; und die liebe Jugend machte es sich noch bequemer: sie leckte das

süße Zeug direkt vom Boden auf Auf der andern Seite war der Spezereiladen des Herrn Wall; von ihm und den Seinigen sagte einmal mein alter Freund, Herr Friedrich Melchior Grunauer, der den 3. August 1833 mitgemacht hatte: „s isch e-n-ungattigi Familie gsi, e Reveluzzerfamilie.“

Am Hause Nr. 21 am Lindenberg interessierte uns schon früh die Inschrift über der Tür: „Zum stillen Wind“. Wohl fast alle Vorübergehenden begnügen sich damit, beim Lesen derselben ihre mehr oder weniger übelriechenden Bemerkungen zu machen; sie denken eben nicht daran, daß dieser Inschrift das „stille, sanfte Säuseln“, in welchem Jehovah dem Elias am Berg Horeb erschienen ist, zugrunde liegt. Nicht ganz genau verbürgter Nachricht zufolge gehörte das (gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erbaute) Haus in früherer Zeit einem sog. „Stillen im Lande“, und es fanden darin religiöse Privatversammlungen statt.

Gleich wie das Frutigtal im Berneroberland, so hatte auch das Kleinbasel jener Zeit seinen „Blauen See“, und zwar an der Utengasse vor der Müller-Geßler'schen Seidenfärberei (später Häring); dort wurde nämlich das Abwasser in eine nur mit losen Brettern bedeckte, längs des Hauses sich hinziehende Rinne geleitet, und da diese gewöhnlich überlief, so war die Straße fast immer mit einer blauen Brühe überschwemmt; zum Glück konnte ein Teil davon in das auf der andern Seite der Straße befindliche „Bächlein“ abfließen. Etwas weiter oben zog rechterseits am Eglin'schen Hause ein am Fenster über der Haustür angebrachtes zierlich geschnitztes „Guggehrli“ (ein Erker en miniature) unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich; es ist jetzt eine Zierde unseres historischen Museums.

Das große Areal des Hattstätterhofes war schon damals im Besitze der katholischen Gemeinde. Leider muß ich berichten, daß in jener Zeit gar häufig unrühmliche Bubenhandel kulturkämpferischen Charakters stattfanden. Die

Schlachtrufe, die dabei ertönten, lassen sich ihrer Verbhheit wegen nicht gut wiedergeben.

Die Rheingasse war in ihrem obersten Teile so eng, daß zwei Lastwagen kaum an einander vorbeifahren konnten; sie trug darum den Namen „Meerenge“. In sie mündete von der Utengasse her das „Reverenzgäßlein“ ein, das seinen Namen der starken Beschmutzung durch menschlichen und tierischen Unrat verdankte. Im Volksmunde hatte es darum einen andern Namen. Gegen solche Insalubritäten war man damals machtlos, die Behörden glaubten ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie an solchen Örtlichkeiten, deren es in unserer lieben Vaterstadt gar viele gab, Verbottafeln mit wortreichen Strafandrohungen anbringen ließen. Außerordentlich unsauber war auch der obere Rheinweg. Von weitem sah er zwar ganz freundlich aus mit seinen Akazienbäumen, zwischen denen die aufgehängte Wäsche flatterte, und mit seinen gemüthlichen Bänklein. Das eigentliche Rheinbord aber, zum Teil als Holzlagerplatz benützt, war durchzogen von braunen Schmutzbächlein, dem direkten Abfluß aus Abtritten und Wassersteinen. (Eine ganze Anzahl von Rheingäßhäusern hatte übrigens gar keine Abtritte, sondern der nicht flüssige Unrat wurde den Tag über aufgespeichert und nachts in den Rhein getragen.) Darum roch es aber auch gar gut am Rheinweg, besonders bei niedrigem Wasserstand. „'s wuerelet“ nannte der alte Basler diese Luftspezialität; und es wird diese wohl schuld daran gewesen sein, daß unsere Vorfahren die „Rheinluft“ so sehr fürchteten und alle möglichen Krankheiten mit ihr in Zusammenhang brachten. Auf Abhilfe war man aber nicht bedacht, bis im Sommer 1855 die Cholera ihren grellen Beifruf durch die sorglose Stadt erschallen ließ. Damals zeigte es sich mit fürchterlicher Deutlichkeit, daß diese Seuche an den schmutzigsten Orten die meisten Opfer forderte. Es war ein arges Sterben, speziell in den rheinwärts gelegenen Kleinbasler Häusern, und aus nicht wenigen derselben wurde im Laufe der Wochen die Großzahl der Bewohner als

Tote hinausgetragen. Wenn von dieser Heimsuchungszeit die Rede ist, so erfordert es das Gebot der Dankbarkeit, daß dreier unserer Mitbürger im besonderen gedacht werde, die damals in so erfolgreicher Weise — als engere Cholera-Kommission — dem Feinde gegenübergetreten sind und damit wesentlich dazu beigetragen haben, daß die Seuche in verhältnismäßig kurzer Zeit erloschen ist. Es sind die Herren *Physicus* de Wette, Polizeidirektor Dr. Gottlieb Bischoff und Dr. Heimlicher. Von besonders gutem Erfolge war die durch sie ins Werk gesetzte Ausquartierung (Evacuation würde man jetzt sagen) der von der Seuche noch nicht ergriffenen Bewohner der infizierten Häuser in Unterkunftsräume im Klingental; sodann die Einrichtung der regelmäßigen Kehrichtabfuhr durch die „Glöckliwagen.“ Auch über „Speiß und Trank“ wurden Vorschriften veröffentlicht: so wurde ernstlich vor dem Genuß von Gurken und ungekochtem Obst gewarnt; speziell die ersteren waren unter dem Namen „Cholerafutter“ verpönt, und Beispiele von solchen, die freventlich gegen diese Warnung gesündigt hatten und nach wenigen Stunden der Seuche erlegen waren, gingen von Mund zu Mund. Die Bierhäuser standen leer, dagegen war der Genuß von Rotwein in großem Ansehen, man erblickte sogar in ihm ein Vorbeugungsmittel gegen die Krankheit. Die Redensart, die man früher bei recht kalter, nasser Witterung nicht selten hörte, „bi däm Wätter sott me-n-allewil e halbe Zoll hoch rote Wi im Mage ha“, mochte wohl aus der Cholerazeit herkommen. Das gewöhnliche Wasser war verboten, und noch haftet lebhaft in mir die Geschmackserinnerung an das damals übliche Reiswasser, das im Elternhause an der Webergasse Nr. 294 in der Küche zum Löschen des Durstes stets bereitstand. Auch der Pfeffermünztee war in hohem Ansehen. Eine seinerzeit in Kleinbasel hochangesehene Persönlichkeit pflegte noch mehrere Jahrzehnte später nachts beim Aufbrechen aus der „Gesellschaft“ gar häufig zu sagen: „So, jek gang i no mi Tee goge drinke“, und wenn man ihn um nähere Erklärung bat, hinzuzufügen: „Sit der Cholera drinke mir, mi Frau

und i, alle Obe vor em ins Bett goh, e Dasse Pfäfferminztee; sie stellt mer als mi Portion ins Zwischen-Geseli.“ In der richtigen Ahnung, daß der Ansteckungsstoff durch die Abtrittgruben weiterverbreitet werde, wurde von Obrigkeit wegen in diese Chlorkalk oder Eisenvitriol hineingeschüttet, aber natürlich nicht mit besserem Erfolg, als wenn man versuchen würde, mit einem Ohrensprizchen ein brennendes Haus zu löschen. Recht eigentümliche Vorbeugungsmittel wurden angepriesen, z. B. winzig kleine Tabakpfeifchen, die aber keinen Tabak enthielten, sondern Kampher; die hatte man nun möglichst häufig im Munde und zog von Zeit zu Zeit daran. Unser Lehrer Schaffner hatte während des Schulhaltens oft ein solches im Munde. Wer konnte, ging zu längerem Aufenthalt aufs Land, mußte es aber freilich da und dort mit Schrecken erleben, daß die Seuche auch in gesund gelegene Baselbieter Dörfer hinaufzog und dort in gleicher Weise wütete, wie in der Stadt; als Beispiel dafür nenne ich das Dorf Ramlinsburg bei Bubendorf. Die öffentliche Stimmung war eine ernste und gedrückte und wurde es noch in höherem Grade, als auch ab und zu sich Erdstöße bemerklich machten. Unsere Familie verbrachte die Sommerferien jenes Jahres im Reigoldswyler Pfarrhause, und mit Angst blickten wir, wenn die Erde bebte, zu dem „Güllen-Flüht“ hinauf, dessen zerklüftete Felsen drohend auf das Dorf herniedersehen.

Noch für einen kurzen Augenblick möchte ich zum Rheinhord zurückkehren und von den Färberschifflein berichten, die nach dem jeweiligen Wasserstande mehr oder weniger weit ins Flußbett hinein verankert und durch Lausstege mit dem Land in Verbindung waren. Sie dienten zum „Schwenken“ der Seide. Zu der Zeit, als General Barbanègre von Zeit zu Zeit von Hünningen aus in die Stadt hineinschoß, wurde meine Großmutter Loh-Heußler, die als junge Frau im Färberschifflein Windeln wusch, durch eine in ihrer Nähe einschlagende Bombe arg erschreckt. Das könnte freilich einer modernen Frau nicht passieren, denn sie wäscht ihre Windeln

nicht mehr selbst. Als bezeichnend für das Verhältnis zwischen Bandfabrikant und Seidenfärber in der nämlichen Zeit mag die folgende Mitteilung dienen: „Als einst mein Großvater als junger Färbermeister in Geschäften ins „Weiße Haus“ kam, führte ihn Herr Bachofen ans Fenster, deutete ins Kleinbasel hinüber und sagte: „Meister Loß, lueg er, sini Bappele nämme mer d' Ussicht ins Wiesetal ewägg; dieng er sie um!“ Solcher Aufforderung gegenüber gab es damals noch keinen Widerspruch, und die Bäume fielen. Pappelreihen waren in jener Zeit eine beliebte Gartenzierde; es fanden sich z. B. solche im Chri'schen Gute an der Grenzacherstraße in dem Teil, der ans „Herrenmätteli“ stieß, ferner rheinseits im Zäslin-Bleyensteinschen (später Minder-Zäslinschen) Gute an der Alnbeckstraße; und noch ist es nicht lange her, seit die schönen Pappeln im Gärtlein hinter der Engelmansschen Apotheke gefallen sind.

Zu Anfang der sechziger Jahre war unsere Vaterstadt mit einer Anzahl größerer Feste gesegnet, an denen das Kleinbasel natürlich lebhaften Anteil nahm: Säkularfeier der Universität, Musikkfest, Turnfest, Pompiersfest. Das letztgenannte fiel in das Jahr 1863 und zeichnete sich u. a. durch die unfreiwillige Komik mancher seiner Guirlandeninschriften aus; einige davon verdienen es, für einen Augenblick aus der Vergangenheit hervorgezogen zu werden:

1. Was kommt dort von der Höh'?
Es ist der Pompiö.
2. Rumpedibum, es trommelt schon,
Wach' auf du wack'rer Pompiers-Sohn!
3. Heute ist das Fest,
Zwanzig Jahre jekt,
Daß durch Basels Söhne Marx
Pompier erdaure stark.
4. Wenn das Feuer brennt,
Schnell der Pompiers rennt,
Und kein Unstern trennt.

5. Aufgeschwungen,
Stäts gerungen,
Ist der Flamme
Tod gelungen.
6. Schwarze Wolken türmen,
Turmes-Glocken stürmen,
Feuerwehr sei stäts bereit!
7. Vive Huningue et ses pompiers!
Die Himmelsaffernundidie!

Ein falscher Prophet war ein Gerbergäßler, der das
Pompierfest zu folgender Inschrift benützte, die an der Gerbern-
zunft zu lesen war:

Der Gerber-Leu, das stolze Tier,
Es schabet immer, für und für,
An einem bunten Felle.
Die Gerbergäß' der Stadt 'ne Zier
Wird nimmer breit und helle.

Vom eidgen. Turnfest steht mir noch folgende Inschrift
in Erinnerung, die über dem Laden des Spenglermeisters
Fritz Heußler an der untern Rheingasse zu lesen war;
sie lautete:

Willkommen, edle Turnerschaaren,
Kauft hier für eure Frauen Spenglerwaaren!

Am Universitätsjubiläum war der Empfangsabend im
Café Spiz. Natürlich ließen es sich die Kleinbasler Hono-
ratioren nicht nehmen, bei dieser Gelegenheit den fremden
Gästen auch ihre Ehrenzeichen (NB. wer „Ehrentiere“, oder gar
„Ehrenviecher“ sagte, der wurde gehauen!), den Greifen, den
Löwen und den Wilden Mann mit ihren originellen Tänzen
vorzuführen. Kurz vor dieser Produktion mußte sich nun einer
der Basler den Löwenkopf zu verschaffen und setzte sich, mit
demselben angetan, auf einen gewissen Ort und unterließ das
Riegeln der Türe. Was er damit bezweckt hatte, geschah auch:
Ein Professor aus Greifswalde, der ahnungslos diese Lokalität
betrat, fiel fast in Ohnmacht, da er sie mit einem solchen Un-
getüm besetzt sah, und rannte schreckensbleich in den Saal

zurück. Die bald darauf zur Aufführung kommenden Länze gaben dann die nötige Aufklärung.

Bei den anstrengenden Arbeiten, welche die Vorbereitung all dieser Feste erforderte, war besonders Herr Polizeidirektor G. Bischoff in erfolgreichster Weise im Vordergrund gestanden. Der Dank, den er — gut baslerisch — dafür einärndtete, war der, daß er von nun an der „Jubelgotti“ hieß.

Darf ich nun einiges von der Rebasse erzählen? Im Hause „zum Klösterlein“ (obere Rebasse Nr. 20) wohnte einsam der Wirt Hieronymus Huber; der Teil des Hauses, in dem gewirtet wurde, bestand aus einem durchgehenden Erdgeschoßzimmer mit auffallend schmaler Eingangstür; durch die Fenster sah man in einen freundlichen Garten hinein. Hierkehrten die stattlichen Schwarzwälder Kohlenbrenner ein, im Sammetwams, mit dem roten, bis gegen die Kniee hinunterreichenden Brusttuch und den hohen dunkelfarbigen Strohhüten; ihre weitbauchigen „Kohlenbännen“ stellten sie auf der Straße auf. Als aber die neue Zeit diesen Industriezweig vertrieb, da steckte Huber das Wirten auf, schloß alle Fensterläden gegen die Straße dauernd zu und lebte noch lange Jahre als Einsiedler, von niemandem gesehen, da er nie ausging, und nur noch von wenigen gekannt. Nähere Angehörige besaß er nicht. Als er darum starb, fiel seine nicht unbeträchtliche Hinterlassenschaft an Leute, die nur noch „us siebe Suppe=n-e Dinkli“ mit ihm in verwandtschaftlichem Zusammenhang waren.

Oben an Herrn Huber wohnte der „Aurikelschneider“; er verdankte seinen freundlichen Übernamen dem wohlgepflegten Blumenflor seines Gartens, dessen Spezialität die Aurikelaucht war.

Der oberste Teil der Rebasse, der direkt gegen die Wettsteinbrücke hinführt, existierte damals noch nicht, sondern es stand an der Stelle ihres jetzigen Beginns das stattliche Haus des Säger-Jeli; er galt als sehr reicher, aber

nicht gerade sehr freigebiger Mann; seinen Namen hatte er von der Säge vor dem Riehentor, die er vom Staat in Pacht hatte. Er war von gewaltigem Leibesumfang und darum schwer beweglich; stundenlang saß er auf dem Bänklein, das zwischen Haustür und Scheunentor angebracht war. Auf seinem Grabstein im jetzt nicht mehr benützten St. Theodors-Gottesacker steht zu lesen, daß seine Gattin eine Edle aus dem jetzt ausgestorbenen Geschlecht der Reichenstein war, Franziska von Reichenstein. Als ich im Sommer des Jahres 1869 zum ersten Male — und mit welcher Wonne! — Scheffels Effe hart las, mußte ich bei der Schilderung der Gestalt des „Alten in der Heidenhöhle“ unwillkürlich an den Säger-Jsli denken, und die Vorstellung, daß der abgesetzte Kaiser Karl der Dicke diesem aufs Haar müsse geglichen haben, hat sich seither in meinem Gedächtnis unauslöschlich erhalten.

Bevor wir durchs Bläsitor hindurchgehen, möchte ich noch einen Augenblick bei der Häusergruppe stehen bleiben, die linkerseits den Raum zwischen Webergaßende und Tor einnahm, beim Bläserhof; er gehörte zu den ältesten Liegenschaften der Stadt, existiert doch — laut den Mitteilungen von R. Wadernagel — jetzt noch über dieselbe eine Urkunde vom Jahre 1256, also aus der Zeit 100 Jahre vor dem großen Erdbeben. Der Name Bläserhof rührt daher, daß diese Besitzung mehrere Jahrhunderte hindurch dem Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwald angehört hat. Eine alte Steintafel, die in den Gännebau eingefügt war, der durch die Niederlegung des Tors im Jahre 1867 nötig wurde, gab Kunde von einem Abt Kaspar, der im 16. Jahrhundert lebte, und auch die zwei gegenüberstehenden Häuser zeigten über den Haustüren solche Abtswappen und wiesen sich dadurch als ehemaliges Kloistereigentum aus. Jetzt sind die sämtlichen Gebäude der alten Hofstatt niedergelegt, moderne stillose Bauten werden deren Stelle einnehmen, und die Erinnerung an den alten St. Blasischen Klosterbesitz wird äußerlich nur

noch in dem Namen: Bläsiquartier und Bläsiring weiterleben. Die Schlagglocke des Bläsitors wurde nach dessen Abbruch in das Türmlein der Klarakirche versetzt und mahnt den alten Kleinbasler durch ihre wohlbekannten Töne an die alte Zeit.

Und nun wollen wir nach guter alter Bürgerfittē noch ein wenig „vors Tor“ gehen. Wie heimelig war damals die Klybeckstraße mit ihren lebendigen Hecken und den gewaltigen Rußbäumen! Da reihte sich Landgut an Landgut, linker Hand das schon erwähnte Zäslin-Bleyenstein'sche (die Florastraße führt jetzt durch dessen ehemaliges Gebiet hindurch), das Bachofen'sche, das Rhiner'sche, das Bonder-Mühl'sche und an dieses sich anschließend die Idylle des Ratsherr Leonhard Heusler'schen Gutes, gegenüber den Drei Rosen. Zwischen ihnen lagen die vielen bescheidenen „Gütlein“ einfacher Bürger mit ihren einstöckigen Häuschen, in deren gegen die Straße hin fensterlosem Erdgeschos die Gartenwerkzeuge, etwa auch eine kleine Trotte und während des Winters die Gartenbänke und -tische aufbewahrt wurden. An der hintern Seite führte eine Treppe zu einer Laube hinauf, von der aus man das ganze Gütlein mit seinen Gemüsebeeten, Obstbäumen und Reben überblicken konnte, und von da trat man in den einzigen Wohnraum hinein, den Zeugen so vieler gemüthlicher Familienvereinigungen und Kindervisiten, wie uns diese unser Theodor Meyer-Merian in seinen „Bildern aus dem Tagesleben einer alten Stadt“ so warm und lebendig geschildert hat. Auf der rechten Seite war das Landgut des Herrn Peter Raillard mit seiner vom Besitzer selbst tadellos glatt geschnittenen Tagushecke. Weiter abwärts gelangte man zum Landgut meines Großvaters Friedrich Loß-Heußler. Wenn dieser bei besonders guter Laune war, so pflegte er etwa zu erzählen, welche Umstände ihn dazu geführt hatten, dieses Gut zu erwerben: Es war die Zeit der Belagerung von Hünningen im Jahre 1815. Damals saß eines schönen Tages der bisherige

Inhaber des Gutes, ein Herr Brand, unter den Linden hinter seinem Hause und nahm gegen sein Podagra ein Fußbad („e Fußwasser“, sagte man früher). Plötzlich pfiß's durch die Luft, und ganz nahe bei ihm schlug eine Bombe ein. Zum Glück plagte sie nicht; immerhin stieg ein sehr unheimliches Räuchlein von ihr auf. Da vergaß Herr Brand die Schmerzen seines Zipperleins und humpelte mit großer Beschleunigung ins Haus hinein. Ganz zufällig betrat in diesem Augenblick von der Straße her mein Großvater das Gut. Er hatte nämlich in Kleinhüningen einen alten Freund, der dort als eidgenössischer Zuzüger im Felde lag, den Artillerie-Lieutenant Rüschler besucht und dem Batteriebau der Zürcher Kanoniere zugeschaut, bis wegen des beginnenden Schießens aus der Festung die Situation ungemütlich wurde. Als er nun auf dem Heimweg noch bei Herrn Brand ankehrte, fand er diesen in einer sehr desperaten Stimmung. „Das Gut sei ihm gründlich verleidet“, erklärte er meinem Großvater und bot es ihm darum zu einer auch für jene Zeit bescheidenen Summe zum Kauf an, und der Handel kam augenblicklich zu Stande. Die Bombe aber, welche den Anlaß dazu gegeben hatte, wurde noch jahrzehntelang in einem kleinen Waschk- und Holzhaufe, dem sog. Bläsi-Hisli aufbewahrt, und ich erinnere mich ihrer noch sehr deutlich.

Als des guten Großvaters Kinder herangewachsen waren und ihre eigenen Familien gegründet hatten, durften sie abwechselungsweise während der Sommermonate das Landgut bewohnen. Was war das für eine ununterbrochen festliche Zeit, wenn die Reihe an unsere Familie kam! War man doch in dem „Gute vor dem Tore“ noch vollständig auf dem Lande! Das Auge schweifte unter dem Laubdach der Lindenallee hervor noch ungehindert über die obstbaumbesäten Matten hin und sah am frühen Morgen die Sonne hinter dem Chrißonaberg aufgehen. Die Nächte boten die köstlichste Stille, und nur ab und zu hörte man aus der Ferne das Rauschen des Rheines.

Jetzt ist von der ganzen Herrlichkeit schon längst nichts mehr zu sehen: die schönen Matten wurden von neuangelegten Straßen durchzogen, und die langweiligen modernen Häuser-
Bierecke, die das große Gebiet von der Ötlinger- bis zur Amer-
bachstraße und hinauf bis zur Hammerstraße ausfüllen, sind
an die Stelle des untergegangenen Kinderparadieses getreten.

